



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Insel Wanger-Oge. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kohle nur zu 80 Franken per Tonne angenommen, nicht weniger als für 1,200,000 Franken Kohlen erfordern.

Aber die Anwendung von Dampf bei der ganzen Flotte jeder großen Seemacht ist heutzutage eine Grundbedingung ihrer Stärke, und so wird fernerhin ein reichlicher Vorrath zu Marinezwecken verwendbarer Kohle für eine solche Macht die Hauptfrage sein. Alle Offiziere, welche 1849 von der zur Untersuchung dieser Sache niedergesetzten Commission befragt wurden, erklärten, daß nach der damaligen Beschaffenheit der französischen Maschinen kein Schiff bei stürmischem Wetter ohne Hilfe ausländischer Kohle die See halten könne, und das hat sich bis heute nicht geändert. Es ist indeß weder unmöglich noch unwahrscheinlich, daß man mit der Zeit ein Mittel entdecken wird, durch welches die Einrichtung der französischen Dampfkessel der Feuerung, welche das Land selbst liefert, sich anpaßt. Aber selbst dann würde die große Entfernung der französischen Kohlengruben von den meisten Kriegshäfen ein schwer empfundener Nachtheil für die Flotte sein, wenn sie der Krieg auf die eignen Hilfsquellen verweisen sollte.

Die Insel Wanger-Oge.

2.

Der Naturforscher findet auf Wanger-Oge mancherlei Ausbeute. Was zunächst die Pflanzenwelt angeht, so ist diese freilich sehr ärmlich bestellt; doch verdienen die seltsamen Dünengräser, deren ich schon oben gedachte, seine Aufmerksamkeit.

Ein Salzkrout, das auch im Binnenland in der Nähe von Salinen getroffen wird, *salicornia maritima*, hier Krückfoot (Krückfuß) genannt, überzieht zuerst den noch unbenarbtten Seeschlamm. Die Insulaner bereiten sich einen Salat daraus.

Bessere Ausbeute gewähren die wunderlichen Seegewächse, womit an vielen Stellen das Meer wie mit einem buntpfarbigen Teppich überstrickt ist: die verschiedenen Tangarten, als Fadentang, Blasentang, Schotentang, sägeförmiger Tang, Zuckertang, der hier die Länge von zwanzig Fuß erreicht.

Oft treiben Seegewächse, die der Sturm anderswo losgerissen hat, an; die von Helgoland führen nicht selten Trümmer eines rothen Gesteins mit sich, aus dem jene Insel aufgebaut ist.

An dem nördlichen Strande von Wanger-Oge findet man bisweilen Bernstein, und zwar in Verbindung mit Braunkohle, die ja für dessen ursprüngliche Lagerstätte gilt.

An Vögeln ist auf unsrer Insel kein Mangel. Der unvermeidliche Spatz findet sich natürlich auch hier; Hänfling und Rothkehlchen lassen ihren Gesang hören; aber die Nachtigall, welche sonst in außerordentlicher Menge über das Land verbreitet ist, bleibt fern, weil ihr das Gebüsch fehlt. Andere Wandervögel, wie Schwalben, Bachstelzen — im Oldenburgischen Quicksteert*) genannt — und Lerchen besuchen die Insel. Ein schnepfenartiger Vogel mit rothem Kopf und Schnabel: der Kampfhahn (aus der Gattung der Strandläufer) gibt einen guten Braten. Die Männchen kämpfen um die Weibchen mit großer Hestigkeit, indem sie ihren hohen Federkragen aufstellen, und mit dem langen, spizigen Schnabel wie mit einem Degen aufeinanderstoßen. Die besondere Aufmerksamkeit des Fremden aus dem Binnenland erregen die Schwimmvögel. Von Tauchern kommen hier vor der Troil- und der Papageitauer. Ihre Füße stehen, wie bei ihrem größern Vetter, dem Pinguin, ganz nach hinten, so daß sie auf dem Lande sich bald senkrecht erheben, bald, zusammenfallend, auf Brust und Bauch fortrutschen, wobei sie ihre zum Fliegen ganz unbrauchbaren kleinen Flügelstummel wie Arme gebrauchen, um sich weiter zu helfen. Wenn sie bei der Ebbe sich verspätet haben, kann man sie auf diese Weise manövriren sehen, und es ist dann nicht schwer, die tölpischen Vögel zu haschen. Ihr Flaumenpelz wird gleich den Eiderdunen geschätzt. Möven und Seeschwalben gibt es in großer Anzahl. Ein überaus niedliches Thier ist die kleine Möve von der Größe einer Lerche, mit zart bläulichgrauen Flügeldecken und Unterhals, blendendweißem Kopf und Leib, glänzendschwarzer Kopfplatte und zinnoberrothen Schwimmsfüßchen. Sie fliegt schnell und in beträchtlicher Höhe. Wie ein Raubvogel auf einer Stelle in der Luft sich haltend, schießt sie dann plötzlich auf ihre Beute ins Wasser nieder. Die Möven fliegen oft, besonders bei drohendem Sturm, die Flüsse hinauf und erscheinen dann auch im Binnenland. So habe ich sie wiederholt in der Nähe Mannheims über dem Rhein gesehen und mich jedesmal ihrer Erscheinung gefreut. Sie schienen mir Grüße vom Meer zu bringen, mit dem ich doppelt, vom Süden und vom Norden her, befreundet bin, und nach welchem jeder, der es kennen gelernt und verloren hat, Heimweh empfinden muß. Wer sich übrigens mit dem ganzen Vogelreichthum Wanger-Oges bekannt machen will, muß die Insel in der kältern Jahreszeit besuchen; dann stellen sich auch wilde Schwäne, wilde Gänse, wilde Enten, Eidergänse, Sammtenten und Sägetauer ein.

Der Strand Wanger-Oges ist mit vielen Muscheln bedeckt, wenn auch die Nordsee die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Schalthiere nicht aufzu-

*) Von quick, lebendig, und Steert, Hintertheil.

weisen hat, wie die südlichen Meere. Leere Schalen, Schille genannt, liegen auf dem Watt in solcher Menge, daß ganze Schiffsladungen davon hinweg gebracht werden, um Kalk daraus zu brennen. So ist z. B. der Kalk, der in der Stadt Oldenburg beim Bauen verwandt wird, in der Regel aus solchen Muscheln bereitet. Zur Zeit der Ebbe wird auf der Schillbank, d. h. auf der Stelle des Watts, wo die Muscheln aufgehäuft liegen, eine Waschung derselben mittelst der Schillgabel und des Schillkorbs vorgenommen. Der Austern hab ich schon oben gedacht; sie werden mit einem Key, dessen Beutel und Bügel von Eisen sind, zur Ebbezeit von der Austerbank losgerissen und gehören, unmittelbar aus dem Meer auf den Tisch gelangend, zu den Leckerbissen der Insel. Auch die Scheidemuschel oder Messerscheide, die sich mit ihrem kegelförmigen Fuß bei der Annäherung eines Feindes schnell in den Sand gräbt, und die violette härtige Niesmuschel, auch Blaubart genannt, sind esbar. Die anderthalb Zoll lange Entenmuschel hat ein Gehäuse von fünf Schalen; man findet sie massenweise an schwimmenden Holzstücken, Schiffen und andern festen Gegenständen, an welche sie sich mit ihrem langen häutigen Stiele heftet. Öffnet das Thier, welches eine Lieblingskost der wilden Enten ist, die Schalen, so zeigen sich zehn Paar federbuschähnliche Arme. Strahlenthiere von bekannter Gestalt sind die Seesterne und Seeigel. Ein drittes Thier dieser Gattung, das hier getroffen wird, ist die Seeanemone, aus der Familie der Seenesseln. Es verdankt seinen Namen den die Mundöffnung umgebenden Fühlfäden, welche sich bei schönem Wetter blumenartig ausbreiten. Uebrigens besitzt dies Geschöpf, das sich rutschend langsam fortbewegt, eine außerordentliche Lebenskraft; es kann, ohne Schaden zu nehmen, einfrieren und lebt zerschnitten in einzelnen Theilen weiter, indem jedes Stück ein neues Thier bildet. Wanger-Oge hat drei Arten von Medusen oder Quallen. Diese seltsamen Thiere sehen auf den ersten Blick wie ein Haufen Gallerte aus; betrachtet man aber die zitternde Masse, welche, ans Land gebracht, schnell dahinstirbt und, so scheint es, in bloßes Wasser zerfließt, aufmerksam: so gewahrt man eine bestimmte Form und zahlreiche Organe; man hat einen schönen, kunstvollen, wenn gleich sehr hingfälligen Bau vor sich. Auf einem Spaziergang am Strande sah ich Quallen von der Größe eines Menschenkopfs, kreisrund, oben schwachgewölbt wie eine Käseglocke, unten etwas ausgehöhlt, durchsichtig wie farbloses Glas, mit bräunlichen, röthlichen oder himmelblauen Streifen wunderbar gesäumt. Der Rand dieser Medusen ist mit unzähligen Fühlfäden besetzt, die, so lange das Thier lebt, in beständiger Bewegung sind und bei der Berührung ein brennendes Jucken erregen, daher sie den Badenden beschwerlich fallen. Doch wird man erst im Spätsommer von ihnen belästigt. Die größten Quallen, die am Strande der Insel

beobachtet worden sind, die Haarquallen, haben zwei Fuß im Durchmesser und Fühlfäden von achtzehn Fuß Länge.

Unter dem zahlreichen Gewürm, das auf dem Watt herumspaziert, zeichnet sich die vier Zoll lange und zwei Zoll breite Seemaus oder Glanzraupe aus, die in den herrlichsten Regenbogenfarben schimmert. Welche seltsame Kostgänger der liebe Gott an seiner großen Tafel sitzen hat, davon legen die verschiedenen Krebsgeschlechter, denen man hier begegnet, ein recht auffallendes Zeugniß ab — von dem Flohkrebs an, der nur einen halben Zoll mißt, bis zum Hummer, der einen Fuß lang ist, ja, wenn es hoch kommt, die Größe von drei Fuß und ein Gewicht von zwölf Pfund erreicht. Der kleine Flohkrebs schwimmt auf dem Rücken und schlüpft mit seinen vier Scheren und zehn Füßchen den Fischen in die Kiemen hinein, wo er schlimme Geschwüre verursacht. Außerordentlich ist die Kraft, die der Hummer in seinen Scheren hat; wie mit einer großen Beißzange zwickt er damit einen Finger durch. Der Hauptfundort dieses Thieres, das bekanntlich weit und breit als Leckerbissen verschickt wird, sind die Felsenrigen der Scheren Norwegens; für besonders schmackhaft gelten die Weibchen. Das zarteste Krebsfleisch liefert die Garnele. Die Garnele, auch Garnat oder Gernat genannt, kommt an den Küsten von Deutschland, England und Frankreich in ungeheurer Menge vor; besonders reich im Oldenburgischen ist der Jahdebusen. Kinder und Weiber fangen sie auf dem Watt mit einem besondern Garn, das auf Wanger-Oge Phuul genannt wird. Dies Krebschen erreicht kaum die Größe eines kleinen Fingers; die Schale ist ganz weich, die Fühler länger als das Thier selbst; der Schwanz besitzt eine außerordentliche Muskelkraft. Dieser Theil wird allein gegessen; denn die Scheren sind wenig entwickelt. Die Garnelen werden, wie die Krebse überhaupt, in den Monaten, die kein R enthalten, genossen. Gefocht sehen sie blaßroth aus und sind mit Recht eine Lieblingskost der Oldenburger. Einen komischen Anblick gewährt der zur Familie der Krabben gehörige Taschenkrebs, auch Tasche genannt, dessen markiges Fleisch ebenfalls genossen wird. Er sieht eher wie eine gepanzerte Riesenspinne als wie ein Krebs aus, erreicht die Breite einer Spanne und das Gewicht von fünf Pfunden und kann sehr behende vorwärts, seitwärts und rückwärts laufen. Die Strandkrabbe oder gemeine Krabbe, welche denselben lächerlichen Gang hat und ebenfalls eßbar ist, kommt an der Küste Wanger-Oges außerordentlich häufig vor. Im August wechseln sie die Schale. Da der neue Panzer noch sehr weich ist, sind sie in Gefahr, von ihren Kameraden gefressen zu werden; weshalb sie sich auf einige Tage verkriechen. Bei diesem Schalenwechsel wird der alte Magen gegen einen neuen vertauscht; der alte Magen ist die erste Kost, die der neue verdaut. Die Strandkrabben sind wahre Kannibalen, die sich gegenseitig mit großem Appetit verzehren. Oft sieht man zwei größere

um einen kleinern sich streiten, und wenn einer seinen Mitbruder verschlungen hat, sieht er gar nicht aus, als ob er Gewissensbisse darüber empfände. Diese Thiere fressen auch gern Auster; da sie aber nicht die Kraft besitzen, die Muschel, welche sich vor dem Angriff des Feindes verschließt, aufzubrechen: so fassen sie ein Steinchen mit der Schere, schieben es geschickt zwischen die Thür der Frau Auster, bevor dieselbe zugegangen, und gelangen so ohne Schwierigkeit ins Haus. Unter den Krabben wäre Wundarzneykunde ein sehr unnöthiges Studium, denn sie haben eine wunderbare Kraft sich wieder herzustellen. Wird ihnen ein Bein gequetscht oder nur festgehalten, so brechen sie es unbedenklich in dem darüber befindlichen Glied — wie der Tischler einen beschädigten Stuhlfuß — ab, und in sechs Wochen ist ein neues nachgewachsen. Ebenso machen sie es mit den Scheren. Ein sonderbarer Gesell ist auch der Einsiedler- oder Bernhardkrebs, ein langgestrecktes Thierchen, etwa drei Zoll groß, dessen rechte Schere weit ausgebildeter ist als die linke. Um den Hintertheil seines Körpers, der ohne Panzer ist, zu schützen, sucht der Diogenes — denn auch diesen dritten Namen führt er — in Schneckenhäusern seine Zuflucht. Er frist die Schnecke und nimmt von der angemästen Wohnung so festen Besitz, daß er sich lieber zerreißen läßt, als daß er daraus wiche. Eine glühende Kohle, auf den Wirbel des Schneckenhauses gelegt, vermag ihn allein zu vertreiben.

Von den Fischen, welche das Meer bei Wanger-Oge hegt, nenne ich zunächst den Dornhai, einen Vetter des Haißfisches, der aber nur drei Fuß lang wird; den winzigen Sandaal — so genannt, weil er sich in den Sand einzugraben pflegt — ein Thierchen, das die Fischer als Köder zu gebrauchen pflegen; die zwei Fuß lange und kaum fingersdicke Meernadel, auf Wanger-Oge Windspier*) geheissen, und die Meerspinne, eine Art Tintenfisch, von dem die Sepia und das weiße Fischbein gewonnen werden. Die traubenförmigen Wohnungen der Brut werden oft, eine Faust groß, an den Strand der Insel getrieben.

Von eßbaren Fischen erwähne ich den Stör, der eine Länge von achtzehn Fuß und ein Gewicht von zweihundert Pfund erreicht. Er hat den zugespitzten Kopf eines Windhundes und ist mit fünf Reihen harter Knöchelschilder versehen. Von dem Maul hängen ihm wurmähnliche Bartfasern herab, womit er die kleinern Fische, die ihm zum Fraße dienen: den Hering, den Schellfisch und die Makrele, ködert. Bekanntlich werden die Eier des Störs als Kaviar verspeist. Aus seiner Blase, die sehr groß ist, wird die Hausenblase, das englische Pflaster und der Mundleim gewonnen. Dieses große Thier gewährt also den mannigfaltigsten Nutzen. Eßbare Fische sind

*) d. h. Windspier. Getrocknet und an einem Faden in horizontaler Richtung aufgespannt dreht sich nämlich dieser Fisch nach dem Winde.

ferner der Glattrochen, der Schellfisch und der Kabeljau, welcher bekanntlich an der Luft getrocknet Stockfisch, frischeingesalzen Labberdan und trocken eingesalzen Klippfisch heißt und uns den Leberthran liefert, und der rothe See-
hahn. Dieser fußlange Fisch, der oben und auf der Seite schön roth mit weißen Punkten, unten aber silberweiß ist, läßt, wenn er angegriffen wird, einen Ton hören, der mit dem Rufe des Ruckfuß Ähnlichkeit hat. Zu den schwachhaftesten Fischen Wanger-Dges gehören die Schollen mit den Unterabtheilungen, gemeine Scholle, Steinbutt und Zunge. Die Schollen sind höchst sonderbare, ganz scheibenförmige, seitwärts schwimmende Fische. Ihre Augen befinden sich nebeneinander auf der Seite, auf welcher sie nicht schwimmen, so daß also die rechtläugigen Schollen auf der linken, die linkläugigen auf der rechten Seite schwimmen. Umgekehrt verhält es sich mit den Naslöchern, die den Augen gegenüberstehen. Da sie keine Schwimmblase haben, bleiben sie meist auf dem Boden des Meeres; als Speise dienen ihnen Schnecken, Krebse und Würmer. Der Knabe des Fischers, bei dem wir auf Wanger-Dge wohnten, fing sie zur Ebbezeit, indem er ein Netz mit eisernem Bügel das Ufer entlang an dem Rande des Wassers vor sich herschob: denn sie stecken dann in dem feuchten Sand. Die größte Art Scholle ist der Steinbutt, der seinen Namen den Steinchen verdankt, die sich bei seinem Aufenthalt im Ufersand bei starkem Wellenschlag in seine Haut schieben; die kleinste die Zunge, welche die Gestalt und Größe einer Schuhsohle hat.

Der Schollenfang ist ein wichtiger Zweig der Fischerei, und da die hamburger Kaufherrn eine außerordentlich leckere Tafel führen, so geht dieser köstliche Fisch in großer Menge nach der reichen Hansestadt. Die Schollenfischer wohnen größtentheils in dem nahen Dorfe Blankenese. Ihre kleinen Fahrzeuge, Ewer genannt, zeichnen sich durch ein hohes, spitzes Vordertheil, durch einen Mast und Segel von ganz besonderer Form aus. Das Innere der Bote ist größtentheils Fischbehälter. Stark gebaut und von ebenso kühnen als geschickten Männern geführt, verstehen sie den Stürmen Trotz zu bieten. Solche blankeneser Ewer sieht man oft zu dreißig oder vierzig auf der wangeroger Rhede liegen, wenn ungünstiger Wind sie verhindert, nach der Elbe zurückzukehren. Weht es dann aus Westen, so ziehen sie, einer um den andern, mit gespannten Segeln, wie Schwäne, durch die Oster Harle: so heißt die Meerstraße im Norden der Insel, die durch das Watt hindurchführt. Endlich muß ich noch zweier Meerbewohner gedenken, welche der Ordnung der Säugethiere angehören: des Delphins und des Seehunds. Der Delphin, Braunfisch oder Tummeler, wie er hier gewöhnlich genannt wird, ist ein lustiger Gesell, der durch seine tollten Sprünge und Purzelbäume, so wie durch die zwei Springbrunnen, welche er durch die auf seinem Kopf befindlichen Naslöcher treibt, den Seefahrer belustigt. Er liebt es, den Schiffen heerdenweise nachzuziehen und den Abfall aus deren Küche

zu verschlingen. Man jagt ihn um seines Fettes willen; der kühne Springer läßt sich aber nur schwer fangen. Daß Musik ihn anziehe, scheint eine Fabel zu sein. Der Delfin erreicht die Länge von zehn Fuß. Ausnahmsweise wurde einer bei Wanger-Oge aufgefischt, der noch anderthalb Fuß weiter maß und achtzig Kannen Thran lieferte; er war an einem Lachs erstickt, der ihm noch im Halse stak.

Dem Binnenländer weit bekannter ist der Seehund oder die Robbe, welche ja oft auf Messen und Märkten gezeigt wird. Ihr Kopf, der dem eines Hundes ähnlich sieht, wird anziehend durch ein großes braunes Auge von so viel Ausdruck, daß mehr Seele dahinter zu lauschen scheint, als hinter den Augen der meisten andern Thiere. Dieses sehnüchlig blickende und doch wieder kluge Auge und der aufgerichtete hüftenähnliche Oberkörper hat ohne Zweifel Veranlassung zu der Sage von den Meerweibchen gegeben. — Die Robbe bringt zwei Junge zur Welt, die sie zärtlich liebt und um deren Verlust sie Thränen vergießen soll. Sie ist gescheidt, läßt sich leicht zähmen und lernt — gelehrig, wie sie ist — mancherlei Kunststücke. Obwol sie auf ihren halb in Haut verwachsenen Vorderfüßen nur rutschen kann, so macht sie doch, bei der ungemeinen Beweglichkeit ihres Nackens, einen gewandten Eindruck. Sie gewöhnt sich an den Menschen wie ein Hund, dessen Stimme mit der ihrigen Aehnlichkeit hat.

Es ist mir ein Fall bekannt, daß Schifferleute eine Robbe hielten, die in einer Ecke der Stube in einem Loch zu liegen pflegte und von den Kindern mit Fischen, die sie ihr fingen, gefüttert wurde. Als aber mehre Haus- thiere starben, sagte eine alte Frau, die bei der Familie wohnte: daran sei die böse Robbe Schuld, die müsse fortgeschafft werden. Darauf nahm sie der Hausvater mit in sein Fahrzeug und warf sie, als er auf dem hohen Meer war, über Bord. Aber nach wenigen Stunden erschien sie wieder in dem Schifferhäuschen und nahm zur großen Freude der Kinder den altgewohnten Platz wieder ein. Zum zweiten Mal wurde die Robbe mit ins Schiff genommen und diesmal viel weiter weggebracht, und zum zweiten Mal kehrte sie, nach Verlauf eines Tages, zurück. Man konnte sich nicht entschließen, das treue Thier zu tödten; aber die alte Frau stach ihr, nachdem die Kinder weggeschickt worden waren, die Augen aus. So übergab man sie einem Grönlandsfahrer, der sie hoch im Norden dem Meer überlieferte. Was geschah? Nach einigen Tagen hörten die Schifferleute in tiefer Nacht ein Rutschen und ein Winseln vor ihrem Hause — und siehe! der geblendete Seehund lag, auf den Tod erschöpft, vor der Thür und starb, nachdem er noch einmal die Stimme seiner Freunde vernommen hatte.

Bekanntlich wird dem Seehund wegen seines Fells und seines Fettes nachgestellt; aber er setzt sich tapfer mit scharfem Biß und Schwanzschlägen zur Wehre. Auf Wanger-Oge wird die Robbenjagd nur im Kleinen betrieben.

Zwei wohlbewaffnete Schützen besteigen mit einem Jungen ein Boot und fahren zur Ebbezeit nach den großen Sandbänken vor Spiker-Oge. In den tieferen Stellen des Watts, welche noch voll Wasser stehen, halten sich leicht Seehunde auf, die es versäumt haben, dem zurückgewichenen Meer zu folgen. Die Jäger legen sich nun vor dem Wasserbecken auf den Bauch, indem sie das Gewehr im Anschlag halten, während der Junge die Bewegungen eines auf dem Sande kriechenden Seehunds nachahmt. Die Arme kreuzend stützt er sich auf die Ellenbogen und rutscht so, den Kopf emporhaltend, auf den Ellenbogen und Knien hin und her. Die jungen Seehunde lassen sich durch diese Bewegungen, die man Huckeln nennt, leicht täuschen und kommen, aus dem Wasser emportauchend, heran; worauf dann die Jäger sie vor den Kopf schießen. Die älteren Seehunde, die schon mehr Erfahrung haben, können nicht leicht auf diese Weise berückt werden. Man beschleicht sie, wenn sie ihre Siesta auf dem Sande halten, und schlägt oder schießt die Schlafenden nieder.

Ich selbst habe eine kleine Seehundsjagd von Wanger-Oge aus mit gemacht. Wir waren sechs Personen: drei Badegäste, von denen zwei, als eifrige Weidmänner des Festlandes, Gewehr und Schießbedarf mit auf die Insel gebracht hatten, während ich, der dritte — ein Fremdling in den rauhen Freuden Dianas — als Dilettant mitging, und drei Insulaner, von denen einer als Seehundsjäger von Gewerbe unsere Unternehmung mit Rath und That unterstützte, die beiden andern aber das Boot leiteten. Unsere Fahrt ging nach den großen Sandbänken der Nachbarinsel Spiker-Oge: es waren also hannöversische Seehunde, denen wir Oldenburger nachstellten.

Noch lebt unter den Wanger-Ogern die Erinnerung, daß man von ihrer Insel aus die Hähne von Spiker-Oge habe krähen hören; jetzt sind die zwei „Augen“ meilenweit auseinander, und nur ihre Sandbänke — durch einen tiefen Einschnitt des Meers, die Harle, getrennt — sind sich nahe geblieben. Der Schiffer, der am Steuer unseres Bootes saß, erzählte uns von Dörfern zwischen Spiker-Oge und dem Festland, die schon seit Hunderten von Jahren untergegangen seien; er wies nach einer Stelle hin, wo ein Dorf Dzum gelegen habe, dessen sechzig Schritt lange Kirche und daneben der aus rohen Steinen („Kieselsteinen“) erbaute Thurm*) bei niedrigem Wasserstand noch lange hinterher sichtbar geblieben seien.

Auf der Sandbank angelangt, ließen wir den Steuermann bei dem Boote zurück; die Uebrigen zerstreuten sich über die weiten Flächen, um die Wasserbecken aufzusuchen. An einem derselben, aus dem ein junger Seehund mit neugierigen Augen eine Secunde lang aufgetaucht war, machte ich mit einem der Festlandjäger Halt. Der Vorschrift gemäß legten wir uns nieder in den

*) Kirche und Thurm sind im Oldenburgischen häufig getrennt.

feuchten Sand, und während er, auf den Bauch hingestreckt, sein Gewehr nach der Stelle richtete, übernahm ich, um mich doch auch nützlich zu machen, die bescheidene Rolle des Huckseljüngens. Aber das Thier schien doch einige Zweifel zu hegen, ob ich mit meinen Brillengläser vor den Augen ein Bruder Seehund sei; denn es tauchte noch einmal an einer andern Stelle auf, verschwand aber im Nu wieder, um uns auf immer Lebewohl zu sagen. Andere von der Gesellschaft versuchten anderswo ihr Glück, aber mit ebenso wenig Erfolg. Es fielen Schüsse; aber nur die Wasserfläche, keine Robbe wurde verwundet. Die Festlandjäger stießen einige Flüche über dies nasse Weidwerk aus.

Unterdessen begann das Meer in bedenklicher Weise zu steigen, und wir sammelten uns vor dem Boote, um nicht von der Flut überrascht zu werden. Nur der wangeroger Jäger, der sich zuletzt noch von den andern getrennt hatte und mit seiner langen rostigen Flinte am weitesten gegangen war, fehlte noch. Wir äußerten seinetwegen Besorgniß gegen unsern Steuermann; aber dieser gab lachend zur Antwort: das sei ein alter Praktikus, der gewiß zur rechten Zeit, und wahrscheinlich auch nicht mit leeren Händen kommen werde.

In der That sahen wir ihn jetzt in der Ferne auftauchen, beladen mit einem Thier, das so groß als er selber war. Einer der Schiffer eilte ihm entgegen, um die Last mit ihm zu theilen; denn es war die höchste Zeit, daß wir zu Schiffe gingen. Der von ihm erbeutete schöne, fette Seehund wurde in das Boot geworfen, und wir verließen den Strand, der sich nun schnell vor unsern Blicken in Meer verwandelte. Wir spannten das Segel, und mit reißender Geschwindigkeit durchschnitt das schiefsliegende Fahrzeug die brausenden Wogen, welche schäumend an dessen Brust emporzuschlugen.

Als wir vor Wanger-Oge anlangten, war es Nacht geworden. Aus dem Dunkel tauchten hier und dort, wie Feuerwürmchen, die Lichter der Badeinsel hervor; die Laterne auf der dunklen Säule des Leuchthurms begann auf einmal zu flammen, und über das Meer zu uns her lief in wunderbarer Schönheit eine goldene Straße, die mit den schwankenden Wellen auf und nieder zitterte.

Uebrigens hatte der Schluß unserer Jagdfahrt auch seine komische Seite. Da selbst die höheren Theile des Watts vor der Insel von der Flut überspült waren, aber noch nicht Fahrwasser genug für unser Boot hatten: so wurde dieses an einem eingerammten Pfahle festgekettet, wir Badegäste aber, d. h. die zwei Festlandjäger und ich, der Hucksler, bestiegen den Rücken der drei Wanger-Oger, welche ihre Beinkleider bis unter den Leib aufgerollt hatten. So langten wir rittlings in voller Nacht auf der Insel an, wo unsere Frauen nicht ohne große Besorgniß uns entgegenharrten. Auch Dr. Chemnitz, der Badearzt, stellte sich ein und sprach, indem er den Finger dräuend erhob:

„Ei, ei, meine Herrn, ist es auch recht, solche aufregende Strapazen während der Cur zu unternehmen?!“

Marie Seebach.

Um die Geschichte der dramatischen Kunst in ihrem innern Zusammenhang richtig zu übersehen, müßte man nicht nur die Stücke nach ihrer Zeitfolge im Auge behalten, sondern auch die Art und Weise ihrer Darstellung. Denn in jeder bedeutenden Periode des Theaters steht der Dichter mit dem Schauspieler in lebendiger Wechselwirkung, der eine wird durch den andern angeregt und zum Theil bestimmt, und wir würden manches Dichterwerk, für dessen Verständniß wir jetzt weitläufige philosophische Motive zu Hilfe nehmen, unbefangener würdigen, wenn wir uns ein bestimmtes Bild von den Künstlern machen könnten, deren Talent und Neigung den Dichtern vorschwebten. Aber ein solches Unternehmen ist ebenso schwer als wünschenswerth, und Schiller hatte nicht Unrecht, den Schauspieler zu beklagen, daß er nur für den Augenblick wirke, während der Dichter vor einem unverständigen Publicum sich auf eine einsichtsvollere Nachwelt berufen könne. Namen großer Künstler sind uns in hinlänglicher Zahl aufbewahrt, auch von ihren Liebesabenteuern hat uns die Geschichte und die Sage hinlänglich unterrichtet; aber was für uns die Hauptsache wäre, zu wissen, wie sie die Phantasiemalder der Dichter in Fleisch und Blut verwandelten, davon erfahren wir nur sehr Weniges und Unzusammenhängendes. Diesen Mangel an bestimmten Nachrichten empfinden wir z. B. auch in dem besten Buch dieser Art, in Eduard Devrients Geschichte des deutschen Theaters. Was Fleiß, gesunde Schule, Scharfsinn und liebevolles Nachdenken aus dem Stoff machen konnten, ist hier geleistet; aber ein Bild, welches nur die Augen wirklich überliefern, kann das gelehrte Studium nicht ergänzen.

Zum Theil liegt dieser Mangel gleichzeitiger Nachrichten an der Gedankenlosigkeit der Berichterstatter, aber die Sache hat auch ihre innern Schwierigkeiten. So gewissenhaft man sich bemüht, den allgemeinen Eindruck wiederzugeben, den eine bedeutende künstlerische Persönlichkeit auf den Zuschauer macht, so ausführlich man beschreibt, so sorgfältig man analysirt: das Beste kann man doch nicht überliefern. Die technischen Hilfsmittel, die Einwirkung des Verstandes und was sonst der Analyse unterworfen ist, das läßt sich wol wiedergeben; aber den springenden Punkt, das eigentlich Geniale des Künstlers kann man nur empfinden, nicht zerlegen.